

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 17 (1949-1950)
Heft: 12

Artikel: Klage eiens Junggesellen über das Benehmen der Verheirateten
Autor: Lamb, Charles
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758823>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLAGE EINES JUNGGESELLEN ÜBER DAS BENEHMEN DER VERHEIRATETEN

Von Charles Lamb (1775—1834)

Als alleinstehender Mann habe ich einen guten Teil meiner Zeit damit verbracht, die Unzulänglichkeiten der Verheirateten zu Papier zu bringen, um mich darüber hinwegzutrösten, daß mir die erhabenen, vielgepriesenen Freuden deshalb entgehen, weil ich blieb, was ich bin, ein Junggeselle.

Ich kann nicht sagen, daß mir die Streitigkeiten zwischen Ehemännern und Ehefrauen großen Eindruck machen, noch dazu angetan sind, mich von meinen antisozialen Beschlüssen, die ich früher im Hinblick auf wichtigere Fragen faßte, abzubringen. Was mich am meisten verletzt, wenn ich im Hause verheirateter Freunde zu Besuch bin, ist eine Verirrung in ganz anderer Richtung: es ist die Tatsache, daß sie *zu* verliebt sind.

Nicht etwa «zu sehr liebend», das würde nicht das ausdrücken, was ich meine. Uebrigens: warum sollte es mich kränken? Die Art und Weise, wie sie sich von der übrigen Welt distanzieren, um einen höheren Genuß voneinander zu haben, schließt die Tatsache ein, daß sie sich gegenseitig allen übrigen Menschen vorziehen.

Was ich hingegen beanstande, ist, daß sie diese gegenseitige Bevorzugung so ungeschminkt zur Schau stellen. Sie brüsten sich damit vor den Augen Alleinstehender so schamlos, daß es unmöglich ist, in ihrer Gesellschaft zu verharren, ohne durch einen indirekten Wink oder ein offenes Geständnis daran erinnert zu werden, daß du nicht der Gegenstand ihrer Neigung bist. Nun, es gibt Dinge, die in keiner Weise beleidigen, falls sie eine anerkannte Wahrheit enthalten oder allgemeine Geltung haben. Aber wenn sie besonders betont werden, wirken sie äußerst verletzend.

Die Zurschaustellung überlegenen Wissens oder Reichtums mag abstoßend wirken, aber dafür kann man einen Linderungsgrund geltend machen. Die Kenntnisse nämlich, die jemand aufbringt, um mich in den Schatten zu stellen, können mir selbst gelegentlich zugute kommen, und in des reichen Mannes Haus, seinem Garten und von seinen Bildern empfange ich doch wenigstens ein vorübergehendes Vergnügen. Die Hervorkehrung ihres Glücklichseins bei den verheirateten Leuten aber kann keinerlei Milderungsgrund für sich in Anspruch nehmen:

es ist dies eine offene, nicht wiedergutzumachende, unqualifizierbare Beleidigung.

Der beste Name für «Ehe» wäre eigentlich «Monopol». Dieses besteht für die meisten ihrer Besitzer darin, ihre Vorzugsstellung den Blicken der anderen so weit als möglich zu entziehen, damit ihre weniger begünstigten Mitmenschen dadurch, daß sie möglichst wenig von ihrem Glück zu Gesicht bekommen, keine Lust verspüren, das Vorerecht der anderen in Frage zu stellen. Aber diese verheirateten Monopolisten schleudern uns den anstößigsten Teil ihres Patents geradezu ins Gesicht!

Nichts finde ich geschmackloser als die restlose Selbstzufriedenheit und Genugtuung, die aus dem Benehmen der Jungverheirateten förmlich strahlt, aus demjenigen der Frauen ganz besonders. Ihr Benehmen sagt dir, daß ihr Los in dieser Welt endgültig festgelegt ist und daß du dir keinerlei Hoffnungen zu machen brauchst. Letzteres stimmt allerdings: ich habe diesbezüglich keine Hoffnungen, aber auch keine Wünsche. Doch gerade dies ist eine von den Wahrheiten, die, wie ich weiter oben sagte, als feststehend vorausgesetzt werden sollten, ohne daß man sie noch ausspricht.

Das übertriebene Getue dieser Leute, das sich auf die Unwissenheit von uns Unverheirateten stützt, würde weniger abstoßend sein, wenn es vernünftiger wäre. Wir wollen ihnen zugestehen, daß sie die Mysterien, die zu ihrer Kunst gehören, besser kennen als wir, die wir nicht dasselbe Glück wie sie genießen. Doch ihre Anmaßung beschränkt sich nicht auf diese Grenzen. Wenn ein Alleinstehender sich erdreistet, in ihrer Gegenwart seine Meinung zu äußern, und sei es über einen ganz belanglosen Gegenstand, so wird er augenblicklich zum Schweigen gebracht und als unzuständig erklärt. Nein, eine jungverheiratete Dame meines Bekanntenkreises, welche — und das ist das Beste an der Sache — erst vor vierzehn Tagen in den Stand der Ehe getreten war, hatte die Stirn, mich hohnlächelnd zu fragen, was ein alter Junggeselle wie ich (ich hatte das Mißgeschick, in einer Frage betreffend die günstigste Art der Austernzucht für den Londoner Markt von ihrer Meinung abzuweichen) sich anmaßen könne, in einer solchen Angelegenheit wissen zu wollen.

Aber alles bisher Gesagte ist nichts im Vergleich zu dem Aufheben, das diese Leute machen, wenn sie Kinder bekommen. Wenn ich bedenke, welch geringe Seltenheit Kinder sind, daß jede Straße und jede Allee voll davon ist, daß die ärmsten Leute Kinder in größtem Ueberfluß haben und es wenige Ehen gibt, die nicht zum mindesten mit einem Kind gesegnet sind, wie oft sie schlecht geraten und die hohen Hoffnungen der Eltern enttäuschen, indem sie einen verbrecherischen Lebenswandel führen, in Armut, Unglück und schließlich am

Galgen enden, und so fort, dann kann ich beim besten Willen nicht dahinterkommen, welche Ursache zu Stolz vorhanden sein soll. Ja, wenn es junge Phönixe wären, von denen einer im Jahre geboren wird, so gäbe es vielleicht eine gewisse Entschuldigung. Aber wenn sie so alltäglich sind...

«Wie die Pfeile in der Hand des Riesen, so sollen eure Kinder sein», besagt der ausgezeichnete Text desjenigen unserer Gebetbücher, das für die kirchliche Unterweisung der Frau bestimmt ist. «Glücklich der Mann, der seinen Köcher voll von solchen Pfeilen hat», so sage ich. Aber laßt ihn nicht seinen Köcher entleeren und gegen uns richten, die wir unbewaffnet sind. Laßt ihnen ihre Pfeile, aber nicht, um uns damit zu sticheln und zu ärgern. Ich habe ganz allgemein die Beobachtung gemacht, daß diese Pfeile doppelköpfig sind: sie haben zwei Gabelungen, um mit einer von beiden sicher treffen zu können. So zum Beispiel, wenn du in ein Haus kommst, das voll von Kindern ist, und es passiert dir, daß du, in Gedanken versunken, von ihnen keine Notiz nimmst und ihren harmlosen Liebkosungen ein taubes Ohr schenkst. Sofort wirst du als unzugänglich, krankhaft und als Kinderfeind klassiert. Auf der anderen Seite, findest du sie unterhaltend, bist gefangen von ihren hübschen, artigen Manieren und schickst dich ernstlich an, mit ihnen zu spielen, so wird schnell der eine oder andere Vorwand gefunden, um sie aus dem Zimmer zu schicken, indem sie «zu laut» oder «zu ungestüm» seien, oder «Herr X Kinder nicht gern habe». Mit der einen oder anderen der beiden Gabelungen trifft dich der Pfeil immer.

Ich weiß, es gibt ein Sprichwort: «Liebst du mich, so liebe auch meinen Hund», was aber nicht immer durchführbar ist, zumal wenn der Hund auf dich zuspringt, um dich zu quälen oder aus Sport nach dir zu schnappen. Aber bei einem Hund oder einer geringeren Sache, irgendeiner unbeseelten Substanz, wie zum Beispiel einem Andenken, einer Uhr oder einem Ring, einem Baum oder dem Platz, wo man sich zuletzt trennte, als der Freund für längere Zeit fortging, kann ich mir vormachen, daß ich es liebe, weil ich den Freund liebe und alles mitliebe, was mich an ihn erinnert. Vorausgesetzt, daß es seiner Natur nach indifferent sei und bereit, die Gestalt anzunehmen, die meine Phantasie ihm gibt. Aber Kinder haben einen realen Charakter, und ausschlaggebend an ihnen ist, daß sie entweder liebenswert oder unliebenswert in sich selbst sind. Ich muß sie lieben oder hassen, je nachdem ich den Grund dafür in ihnen selbst entdecke. Die Natur eines Kindes ist eine zu ernste Angelegenheit, um es nur als Anhängsel eines anderen Wesens zu betrachten und dementsprechend zu lieben oder abzulehnen. Sie stehen auf der gleichen Ebene mit mir, ebenso wie es Mann und Frau tun. Oh, sie werden mir entgegnen, daß allein schon der Zustand des Kindseins reizend sei und nichts dem Charme des zarten Kindes-

alters gleichkomme, der ganz in sich selber ruht. Das ist ja gerade der Grund, warum ich netter zu ihnen bin. Ich weiß auch, daß ein lieb-reizendes Kind das Süßeste in der ganzen Natur ist, nicht einmal die delikaten Geschöpfe, die sie zur Welt bringen, nehme ich aus. Aber je hübscher eine Art ist, um so wünschenswerter ist es, daß sie es aus sich selbst ist. Ein Gänseblümchen ist nicht sehr verschieden von einem anderen Gänseblümchen; aber ein Veilchen sollte in Aussehen *und* Duft delikat sein. — Ich war stets sehr wählerisch in bezug auf Frauen und Kinder.

Doch dies alles wäre nicht so schlimm. Man sollte zumindest erst einmal in ihren Kreis eingelassen werden, bevor sie sich über unsere Unachtsamkeit beklagen. Das bringt Besuche mit sich und eine gewisse Art von Umgang, Verkehr. Aber wenn der Gatte ein Mann ist, mit dem du auf freundschaftlichem Fuße stehst — falls du nicht über die Gattin ins Haus gekommen bist, sondern sein alter Gefährte unsolider Gewohnheiten warst, bevor seine Werbung eine feststehende Tatsache wurde —, sieh dich um, deine Stellung ist so prekär, daß dein alter Freund dir gegenüber noch vor Ablauf eines Jahres immer kühler wird und zuletzt gar eine Gelegenheit sucht, um mit dir zu brechen. Ich besitze kaum einen verheirateten Freund in meinem Bekanntenkreis, auf dessen Treue ich mich verlassen könnte, vorausgesetzt, daß unsere Freundschaft nicht erst nach seiner Verheiratung begann. Mit einigen Einschränkungen können sie dies aushalten. Doch sollte der gute Mann es wagen, in eine freundschaftliche Verbindung zu treten, worüber die Frau nicht um Rat gefragt wurde, sogar dann, wenn diese Verbindung stattgefunden hat, bevor das Paar heiratete, so wäre das für sie ganz untragbar. Jede lang bestehende Freundschaft, jede alte Vertrautheit muß in «ihr Büro» gebracht werden, um neuerdings in ihrer Währung abgestempelt zu werden, gerade so, wie es ein volljähriger Prinz mit den alten Geldstücken tut, die in irgendeiner Regierungsepoke geprägt wurden, lange bevor er geboren war oder auch nur ein Gedanke an ihn bestand, um nun mit dem Stempel seiner Autorität neu bezeichnet und gemünzt zu werden. Es möge sich jeder selbst ein Bild davon machen, welchen Gefallen ein so rostiges Metallstück wie ich an dieser Neuprägung findet.

Zahllos sind die Wege, die «sie» einschlägt, um dich zu beleidigen oder die Vertrautheit zwischen dir und ihrem Gatten abzukühlen. Zu allem, was du sagst, lachen sie, als ob du eine seltsame Art von Mensch wärst, der hie und da etwas Richtiges äußert, im übrigen aber ein Kauz ist. Sie haben eine besondere Art, sich absichtlich verwundert zu stellen, bis schließlich der Gatte, der bisher gewohnt war, sich deinem Urteil zu überlassen, zu einer mehr allgemeinen Betrachtungsweise als der deinen übergeht und sich zu fragen beginnt, ob du nicht

ganz einfach als Humorist betrachtet werden müsstest, kurz als ein Kerl, gut genug im Verkehr der Junggesellen untereinander, aber doch wohl nicht manierlich genug, um Damen vorgestellt zu werden. Dies ist, was ich die Art, sich verwundert zu stellen, nennen möchte; ein Mittel, das am häufigsten gegen mich angewendet wurde.

Dann gibt es noch den Weg der Uebertreibung oder der Ironie, nämlich dann, wenn sie finden, daß du ein Gegenstand mit besonderer Beziehung zu ihrem Gatten seiest, die nicht so leicht abgeschüttelt werden kann, weil sie auf der Achtung, die er für dich hat, aufgebaut ist. Das äußert sich in unbegründeten Ausrufen und Uebertreibung alles dessen, was du sagst und tust, bis der gute Mann, der gut genug versteht, daß dies alles nur indirekte Komplimente an seine Adresse sind, so müde wird ob der Schuld an Dankbarkeit einem so lauteren Wesen gegenüber, daß er seinerseits ein wenig abschwächt und da und dort Abstriche an der Begeisterung vornimmt, bis er nach einiger Zeit zu einer freundlich-unverbindlichen Art von Achtung dir gegenüber herabsinkt, «zu gemäßigter Affektion und artiger Freundlichkeit». Hierin ihm beizupflichten kostet «sie» wiederum keine große Ueberschreitung und Gewalttat an der Ehrlichkeit ihrer Gefühle für dich.

Ein anderer Weg (denn die Wege, die sie einschlagen, um ihr Ziel zu erreichen, sind ungezählt) ist der, mit einer Art harmloser Einfalt dauernd mißverstehen zu wollen, welches der Grund ist, weswegen ihr Gatte dir freundschaftlich verbunden ist. War die Achtung für deine ausgezeichnete moralische Haltung ausschlaggebend, die Kette zu schmieden, die sie bei der geringsten Entdeckung einer Schärfe in deiner Unterhaltung sich zu zerreißen bemüht, so wird sie ausrufen: «Ich dachte, mein Lieber, du beschriebst mir Herrn X als einen Mann von hohen geistigen Qualitäten!» Wenn es auf der anderen Seite irgendein Charme in deiner Konversation war, der ihn zuerst dazu bestimmte, dich gern zu haben, und er großzügig gewillt war, eine kleine Unregelmäßigkeit in deinen Moralbegriffen zu übersehen, so wird sie bei der ersten Notiz davon rundheraus erklären: «Also dieses, mein Lieber, ist dein vielgepriesener Herr X...» Eine dieser guten Damen nahm sich sogar einmal die Freiheit heraus, mir auseinanderzusetzen — mit weit weniger Respekt übrigens, als ich es für einen alten Freund ihres Gatten angebracht gefunden hätte —, daß sie ihren Mann oft von mir habe sprechen hören, bevor sie mit ihm verheiratet war, und immer den Wunsch gehabt habe, mich kennenzulernen. Mein Anblick habe sie hingegen enttäuscht, denn nach der Beschreibung ihres Gatten hätte sie die Vorstellung eines feinen, einem Offizier nicht unähnlich sehenden, hochgewachsenen Mannes gehabt (ich gebrauche ihre eigenen Worte), also das glatte Gegenteil von dem, was ich sei. Dies war aufrichtig, und ich hatte genug Höflichkeit, an sie nicht die Gegen-

frage zu richten, wie sie denn dazu komme, eine Norm für die Person des Freundes ihres Gatten aufzustellen, welche so weit von dessen eigener abweicht, denn mein Freund hat nahezu die gleichen Dimensionen wie ich.

Dieses sind nur einige jener Kränkungen, die ich zusammengetragen habe, während der absurden Versuche, in den Häusern meiner verheirateten Freunde zu verkehren. Sie alle aufzuzählen, würde eine vergebliche Anstrengung sein. Ich möchte daher nur noch eine sehr häufig vorkommende Ungeschicklichkeit beleuchten, deren sich verheiratete Damen schuldig machen, nämlich, wenn sie uns behandeln, als wären *wir* ihre Gatten, und vice versa. Ich meine das so: wenn sie uns mit Vertraulichkeit, ihre Gatten hingegen mit Zeremonie behandeln. Testacea, zum Beispiel, hielt mich neulich zwei oder drei Stunden über die Zeit des Nachtessens hinaus wartend in ihrem Salon und regte sich darüber auf, daß ihr Mann nicht nach Hause komme und die Austern alle verdürben. Doch lieber das, als daß sie sich der Unhöflichkeit ihrem Gatten gegenüber schuldig gemacht hätte, auch nur eine einzige in seiner Abwesenheit auftragen zu lassen. Dies heißt die Regeln der guten Manieren auf den Kopf stellen, denn die Zeremonie ist eine Erfindung, das unbequeme Gefühl von uns zu nehmen, das uns überkommt, wenn wir merken, daß wir weniger der Gegenstand von Liebe und Verehrung sind als einer unserer Mitmenschen. Es ist das Bestreben, durch erhöhte Aufmerksamkeit in kleinen Dingen die mißliche Bevorzugung anderer in größeren zu überbrücken. Hätte Testacea die Austern für mich zurückbehalten und ihren Gatten warten lassen, so hätte sie sich strikt an die Regeln der Schicklichkeit gehalten. Mir ist aber keine Zeremonie bekannt, die Gattinnen gezwungen wären, ihren Gatten gegenüber einzuhalten, außer einem bescheidenen Benehmen, und was sonst noch damit zusammenhängt. Daher muß ich auch Protest erheben gegen die stellvertretende Unterstützung der Gefäßigkeit von seiten Cerasias, die an ihrem eigenen Tisch eine Platte mit Mörcheln, der ich besonders zugesprochen hatte, zu ihrem am anderen Ende der Tafel sitzenden Gatten sandte, um mir eine solche mit weniger außergewöhnlichen Stachelbeeren für meinen unverheirateten Gaumen reichen zu lassen. Noch kann ich die mutwillige Beleidigung entschuldigen, die ...

Doch ich bin es müde, alle meine verheirateten Bekannten mit römischen Namen aufzuzählen. Mögen sie sich bessern und ihre schlechten Gepflogenheiten ablegen, oder ich verspreche, sie mit ihren vollen englischen Namen zu nennen, als abschreckendes Beispiel für alle künftigen desperaten Sünder!

Aus dem Englischen übertragen von Edith Lehnis-Kuhlmann.